

Mundart und Schriftsprache in der deutschen Schweiz

Autor(en): **Brock-Sulzer, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **14 (1934-1935)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

— und darum große Sohn der Stadt — der Basler Juristen und Gerichte, durch seine Meisterschaft, zur Klarheit und zum Einfachen vorzudringen und so der göttlichen Herkunft der Idee des Rechts zum Durchbruch zu helfen.

Gedenktage sind nicht nur da, um sich im Glanze der großen Männer der Vaterstadt zu sonnen, sondern um sich wieder auf die Verpflichtung zu besinnen, diesen Meistern in noch so bescheidenem Range nachzufolgen.

Mundart und Schriftsprache in der deutschen Schweiz.

Von Elisabeth Brock-Sulzer.

Es wurde in diesen Hefen vor kurzem von einem der besten und tätigsten Kenner einer Schweizer Mundart dargelegt — er ist unserem Schrifttum seither plötzlich entrissen worden — wie sehr wir Deutschschweizer in unserer Mundart ein Kennzeichen unverwechselbarer Art besitzen. Vielleicht dürfte es nicht unnütz sein, jener Betrachtung, der die Einseitigkeit des leidenschaftlich Schaffenden wie billig nicht ferne war, eine Betrachtung vom Standpunkt des beobachtend und kritisch Tätigen aus beizufügen.

Die deutsche Schweiz steht in ihrer sprachlichen Lage im deutschen Sprachgebiet durchaus gesondert da. Zu vergleichen wäre ihr darin noch am ehesten Niederdeutschland, obschon selbst dort der Dialekt doch weniger allgemein gesprochen wird und außerdem vom Hochdeutschen stärker verschieden ist als das Schweizerdeutsche. Unser Volk spricht in allen seinen Schichten noch aus selbstverständlichem Drange Mundart; diese ist bis jetzt nur unwesentlich von gesellschaftlichen Vorurteilen in Mitleidenschaft gezogen worden. Daneben aber ist es uns nicht weniger selbstverständlich geworden, Schriftdeutsch zu lesen, zu schreiben und in gewissen Lagen auch zu sprechen, und das nicht nur aus äußeren Nützlichkeitsgründen, wie jeder zugeben wird, der seinen Lebensinhalt auf Ursprung und Form hin unparteiisch prüft.

Ist jenes Bekenntnis zur Mundart trotz jahrhundertelanger Kenntnis der Schriftsprache nun etwas auch seinem Wesen nach rein Schweizerisches, oder ist es vielleicht daneben eine Blickseite deutscher Einstellung zur Sprache? Diese Frage gilt es zuerst zu klären. Sicher ist, daß die wohl-ausgeglichene gesellschaftliche Stufung der Schweiz mit ihren verhältnismäßig eher geringen Unterschieden zwischen Reich und Arm, mit dem Fehlen des Zwiespaltes zwischen Adel und Bürgertum, einer gesellschaftlichen Verpönnung des Dialektes starke Hindernisse entgegenstellen mußte. Sicher aber

ist auch, daß diese doppelte Ausprägung der Sprache in Hochsprache und Mundart und die Erhaltung dieser Doppelprägung durch alle vernunftmäßige Klärung geistigen Lebens hindurch wesentlich deutsch ist. Es ist beklagenswert, aber nicht wider den Geist der französischen Sprache, daß in ihr die Dialekte fast ganz verschwunden sind, aber es ist tiefe Unnatur und Verderbnis, wenn in Deutschland der Dialekt in hohem Maße in den Verruf der Unbildung und Unkultur kommen konnte. Die Idee der Mannigfaltigkeit in der Einheit, die Entwicklung der Sprache durch die stete Auseinandersetzung mit ihren Sonderformen, der unablässige Austausch zwischen Hochsprache und Mundart wie zwischen Wolke und Erde, das ist zu allen Zeiten wahren deutschen Sprachleben unersehbare Wesenhaft gewesen.

So gilt es, uns klar zu machen, daß die Schweiz in eben diesem Kennzeichen ihrer eigensten Art auch einen kostbaren und weithin verschwundenen Zustand allgemeinen deutschen Sprachlebens bewahrt hat. Diese Doppelbedeutung unseres Dialekts mag für alle jene, die die Dinge allzu geradlinig so oder so politisch nutzbar machen wollen, unbequem sein, die Schwierigkeit des Problems darf uns aber nicht abhalten, es unbehindert von allen politischen Randfragen fest ins Auge zu fassen. Das Hochdeutsche ist nun einmal Teil unseres geistigen Schicksals geworden, es als Reichsdeutsch abtun zu wollen — eine Auffassung, die der Klärung unseres Sprachlebens seit langer Zeit mit großem Schaden im Wege steht — heißt nicht, uns wehren gegen unbefugte Einflüsse aus dem Reich, sondern unserem eigenen Besitz zu nahe treten, uns aus Angst vor Verstümmelung selber verstümmeln. Ob im Reiche hochdeutsch gesprochen wird, tut gar nichts zur Sache, es fragt sich nur, ob unsere Muttersprache wesentlich und polar zum Hochdeutschen gehört und ob wir selber nach Lebensstoff und Lebensform die sein könnten, die wir sind, ohne unsere Schriftsprache. Und müssen wir dann auf diese Frage hin uns zum Hochdeutschen bekennen, so gilt es, uns auch bereitzustellen, um unserer doppelten sprachlichen Pflicht gerecht zu werden und ihr jene Pflege angedeihen zu lassen, zu der uns Pietät gegen das eigene Wesen und gegen den höheren Zusammenhang gleicherweise hinführen.

Ihren Möglichkeiten nach ist die Schweiz ein sprachlich wahrhaft ausermählter Ort. Das tönt paradox, gemessen an der Wirklichkeit des Erreichten, ist aber beglückend wahr gemessen am Erreichbaren. Wo könnte man heute im deutschen Sprachgebiete noch mit dieser Lebendigkeit erproben, daß Sprache ein wundersam zwiegestaltetes und zwiespältiges Tun ist? Wer je einem Dichter selbstvergessen folgte und sich von ihm Wirrnis eigenen Lebens entwirren ließ, wer je die unaufhaltsame Gesetzmäßigkeit philosophischer Folgerung mitdachte, wem je die Augen aufgingen über dem selbstlos großen Stil wahrhafter Gelehrter, der hat erfahren, daß es neben der Sprache als „Frei von der Leber weg reden“, als „Wie mir der Schnabel gewachsen ist“ noch eine andere Sprache gibt, eine Sprache der strengen Angleichung an die Dinge und nicht der gelockerten Hinneigung

zu den Menschen, eine Sprache fernem Gesetzes und nicht nahen Lebens. Er wird überhaupt erfahren müssen, daß es ein naturhaftes und ein geistiges Sprechen gibt, so wie es eben Natur und Geist im Menschen gibt. In jedem menschlichen Ausdruck werden diese beiden Mächte am Werke sein, alle Möglichkeiten ihres gegenseitigen Verhältnisses ins Unendliche abwechselnd, jede bald herrschend, bald dienend, aber immer die andere stützend. Nirgends jedoch wird ihr Doppelspiel in der Sprache kräftiger und sinnlich näher zu Tage treten, als in einem Volk, das auf zwei Instrumenten zu spielen den Drang hat, auf dem Instrument der Hochsprache und auf dem Dialekts.

Nahe und zutraulich ist die Zwiesprache, die die Mundart, stets bereit, sich biegen zu lassen vom Wind des Augenblicks, mit den Dingen des Lebens führt. Raum gibt es da ganz zu Ende gebildete Wörter, immer findet noch die sich ganz dem raunenden Gefühl überlassende Stimme Raum, das Wort zu bereichern, ihm eine schmeichelnde Tönung, ein neues Größenmaß, eine neue Behendigkeit abzugewinnen, in des Andern Ohr zu dringen. Mundart, das ist Rückkehr zu jener Zeit, wo die eigene Stimme war wie eine Stimme der Natur, wo das eigene Denken sich kaum wußte und etwas hatte von der dichten Selbstverständlichkeit sinnlicher Empfindung. Mundart verwurzelt alles Einzelne ins Wann und Wo seines Geschehens, Mundart kennt nur die Stunde, nicht die Zeit, nur den Ort, nicht den Raum. Mundart ist Erinnerung an von uns Gegangene, die hier zum letzten Mal noch sprechen mit dem ergreifenden Klang ihrer aufgegebenen Besonderheit. Mundart ist Selbstvergessenheit im Natürlichen, Eintauchen in die näherende Güte des Augenblicks. Hochsprache aber erweckt in uns immer wieder jenen unvergleichlichen Tag, als wir lernten, daß es noch ein anderes Sprechen gibt, ganz nahe neben dem uns bisher vertrauten, verwirrend und doch irgendwie beglückend anders, jenen Tag, an dem wir zum ersten Mal ein Wort mit Scheu und ungelenker Verehrung bildeten, nicht mit dem zutraulichen Nachreden ersten Sprechens. In der Hochsprache erleben wir, daß Sprache nicht einfach Lebensäußerung ist wie Atem und Gebärde, nützlich und spielerisch lustig, sondern ein strenges Handwerk für uns, eine noch strengere Kunst für die Berufenen, ein Tun, das mit Anstand und Sauberkeit gelernt werden muß. Wir erleben, daß es nicht genügt, sich an das Eigene fraglos zu schmiegen, daß man es auch einmal als ein Fremdes, Allgemeines sich gegenüber stehen sehen muß, um jene reifere Form der Liebe, die diese erst zur Dauer erweckt, zu finden, die Ehrfurcht. Hochsprache ist Selbstvergessenheit in den richtenden und bindenden Mächten, Selbstvergessenheit im Geiste. Und wie die leibliche Stimme Vertrauter zu uns spricht in den tierhaft selbstverständlichen Lauten der Mundart, so spricht zu uns nun in der Hochsprache der vielleicht nur im Geiste je gehörte Ton der Dichter. Sie, die so viele Dinge, viel mehr Dinge als wir uns je klar machen können, durch die Pforte des Wortes in unser Leben eintreten ließen, sie bilden in uns mit jenen Dingen eine Heimatlichkeit

des fremden Lautes heran und verschwistern ihn der Heimatlichkeit des eigenen Lautes, die es nicht nötig hatte, gebildet zu werden. Unerlebnis verbindet sich mit Bildungserlebnis zur unzerstörbaren Ganzheit.

„In den Dialekten deutet der Naturlaut auf hohe Sprachgeburten, in den hohen Denkmälern blickt das Naturhafte hindurch — in beiden zusammen ist die Nation; aber wie unsicher und zerrissen ist dieser Zustand, wie bedarf es des Schlüssels der Vertrautheit, um einem solchen Volke ins Innere zu dringen!“ An diese verpflichtenden Worte H. v. Hofmannsthals möchte man alle erinnern, die dies wundersame sprachliche Doppelspiel stören möchten, auch bei uns noch stören möchten, und kurzfristig aus dem Ausscheiden der einen Kraft die Stärkung der andern erhoffen. Nein, es gibt hier kein Entweder-Oder, es gibt nur das Schaffen des Einen durch das Andere, das feste Spannen des einen Pols gegen den andern, damit zwischen ihnen der lebendige Strom nicht ruhe. Ohne den fetten Nährboden der Dialekte erstirbt das Hochdeutsche zu wesensfremder Starrheit und Blässe, ohne die strenge Ausdruckswelt der Hochsprache wird der Dialekt überfrachtet und überdehnt. Unter Lasten des heutigen so sehr abstrakt durchsäuernten Lebens, zu denen er nicht geschaffen ist, wird er gezwungen, die jedem Augenblick, ja jedem Munde sich flink und unbewußt angleichende Schmiegsamkeit aufzugeben und zum mürrischen Lasttier schlechten Alltags zu werden. Nein, es kann, so wir nur lebendig bleiben wollen, keine Vereinfachung unseres Sprachzustandes geben, es kann kein Ausbiegen nach Links oder Rechts, es kann nur ein Vorwärtsschreiten geben, in dem wir das so wesentlich vorgezeichnete Sprachschicksal der deutschen Schweiz klar verwirklichen zu seinem ganzen Wesen.

Aber es gilt heute die Entscheidung; schon ist das Gelingen gefährdet. Denn die Schönheit unserer sprachlichen Möglichkeiten hat als natürliche Gegenseite große Gefahren in sich, Gefahren, die sich schon in beträchtlichem Maße ausgewirkt und unseren Sprachzustand gestört haben. Unser Volk hätte es seit langem schon nötig gehabt, in dieser Lage sorglich geführt zu werden. Aber gerade darum, weil das Problem immer fälschlich mit politischen Gesichtspunkten verquickt wurde, ließ man den ganzen Komplex gerne ruhen und gab sich einem gewissen Fatalismus und einem nicht ganz ehrlichen Zutrauen in die Stärke der Natur unseres Volkes hin, ohne zu bedenken, daß solches Geheulassen instinktsicherern Zeiten als den unsrigen und solchen, die weniger unausweichlich fremden Einflüssen ausgesetzt sind, keinen Schaden zufügen konnte, daß aber wir Heutigen dadurch unweigerlich sprachlicher Charakterlosigkeit und Zerstörung verfallen müssen.

In Einem hat zweifellos die Schule ein sprachlich gutes Werk getan: die junge Generation spricht ein vor allem lautlich besseres Hochdeutsch als frühere Generationen. Das Hochdeutsche durfte Gewinn ziehen aus der allgemein stärkeren Berücksichtigung der lautlichen Seite im Sprachunterricht. Daneben aber muß jeder aufmerksame Beobachter mit Entsetzen feststellen, daß das deutsche Sprachgefühl im ganzen von kaum zu

überbietender Unsicherheit und Wurzellosigkeit geworden ist und daß Mundart eigentlich nur noch „der Spur nach“ gesprochen wird. Da bisher die Frage, wenn sie überhaupt gestellt wurde, meist im Sinne des Entweder=Oder behandelt wurde, bog das Volk, dem Natur und praktische Forderung des Alltags dieses Entweder=Oder gleichermaßen verwehrte, den Schwierigkeiten einfach aus, indem es die zwei Pole seines natürlichen Sprechens einander näherte, die lebendige Spannung aufhob und statt eines „reichen“ Dialekts und eines „richtigen“ Hochdeutsch ein schmutzig laues Zwischen Ding ausformte. Man braucht nur das Zeitungs- und Vereinsdeutsch zu studieren, die durchschnittliche Dialektliteratur auf ihre Echtheit zu prüfen, hinzuhören, was um uns herum gesprochen wird, und man wird unvergeßlich erfahren, wie teigig tot unser Deutsch in Hochsprache und Mundart ist, bereit, jedem Druck von außen widerstandslos nachzugeben. Einen der überzeugendsten Beweise für diesen Sprachzerfall gewährt uns z. B. die Übersetzung eines fremdsprachlichen Textes durch einen etwa keineswegs unbegabten Mittelschüler. Von starker Verbalflexion zu schweigen — so anmaßend ist man heute gar nicht mehr! — auch die einfachste Nominalflexion ist nicht mehr sicher; jedes Gefühl für Charakter von Verbalzeiten und Modi fehlt, ein etwas schwieriger Satzaufbau wird nicht mehr durchgehalten, und bildliche Ausdrücke werden ohne jeden Instinkt einfach aus der andern Sprache unverändert herübergeholt. Sicher ist dieser Zerfall des Sprachgefühls eine über die Schweiz weit hinausgehende Erscheinung, er wird hier aber dadurch noch potenziert, daß im Dialekt derselbe, wenn nicht noch stärkere Zerfall festzustellen ist. Beklemmend ist es, daran zu denken, welche Wörter unsere Großeltern noch brauchten, welche noch unsere Eltern, welche wir, ja wieviele Wörter wir selbst schon im Lauf unseres Lebens achtlos fallen ließen und verloren haben. Aber diese Verarmung ist vielleicht noch nicht einmal das Schlimmste. Übersetzen wir nicht auch im Satz- und Formenbau dauernd aus dem Hochdeutschen, ohne zu spüren, wie damit unsere Mundart zu einem schlechten Fastnachtscherz wird? Ja gerade das einzig wirklich Bestehende in unserem Dialektgefühl, gewisse eiserne Lautgesetze, sie werden uns noch zum Verhängnis. Dadurch, daß sie uns erlauben, Wörter aus dem Hochdeutschen oder Fremdwörter äußerlich als Dialektwörter aufzutafeln, halten sie uns in gefährlicher Selbsttäuschung. Wären wir gezwungen, das dialektfremde Wort in seinem unveränderten Lautkleid in die Mundart hinüberzunehmen, so würde, was noch an Sprachinstinkt in uns ist, sicher rebellieren, so aber darf sich solches Wort einnisten, bis wir gegen seine Ungewohntheit abgestumpft sind.

Es gibt unter den Gebildeten nicht wenige, die sich aus der Unklarheit der deutschschweizerischen Sprachverhältnisse geflüchtet haben in eine fremde Sprache hinein, die ihnen jenen Zwang zu klarer Formung auferlegt, welchen sie in der mit der Mundart falsch vermengten deutschen Hochsprache nicht finden zu können meinen. Man tue solche Fälle nicht ab als Snobismen, sie sind sehr lehrreich und zeigen, daß nur durch eine

restlose Klärung und polare Auseinanderhaltung von Schweizerdeutsch und Hochdeutsch das Sprachgefühl wieder lebendig, wahrhaftig und verpflichtend gemacht werden kann.

Zu dieser Auseinanderhaltung gehörte es freilich, daß man sich einmal die Frage vorlegte, ob es überhaupt wünschbar und im Vorteil unserer Mundart sei, alle Gebiete des Lebens in ihr zu behandeln. Herr von Tavel wollte, daß die Parlamente wieder zur Mundart zurückkehrten. Gewiß ist das Kantonsratsdeutsch ein toter Zwitter, aber ist es nicht vielleicht einfach unmöglich, sehr viele politische und abstrakte Dinge in sauberem Dialekt zu behandeln? Wäre es da vielleicht nicht ehrlicher, im Rahmen des Möglichen hochdeutsch zu sprechen? Wem aber dies zu sehr wider die Natur ginge, der müßte — und es wäre dies keineswegs die leichtere Haltung — sich dauernd klar vor's Bewußtsein stellen, wo er Mundart spräche und wo er einer dem inneren Wesen nach schriftdeutschen, dem äußerlichen Klang nach schweizerischen Zwischensprache für abstrakte Gegenstände sich bediente.

Noch etwas anderes hat ganz beträchtlich zu der heutigen Sprachverwüstung beigetragen, das ist die sicher — in Bezug auf ihren inneren Bildungswert — übertrieben verbreitete Erlernung fremder Sprachen. (Der praktische Wert dieses Lernens steht hier nicht zur Behandlung, immerhin darf wohl gesagt werden, daß auch in dieser Hinsicht eine beschränkte Menge gegründeten Wissens gegenüber einer scheinbar größeren Menge oberflächlichen Wissens letzten Endes mehr Gewinn brächte.) Wir Deutschschweizer sind stolz auf unsere Sprachkenntnisse und sehen vielleicht mit einigem Mitleid auf die Franzosen und Engländer herab, die „nur“ ihre Sprache sprechen. Das „non multa, sed multum“ ist uns im Sprachunterricht noch nicht aufgegangen, trotzdem es sonst das Grundgesetz moderner pädagogischer Einsicht geworden ist. In einem unserer verbreitetsten und besten Elementarbücher für das Französische darf noch der Satz stehen „le français que tout Suisse doit connaître à fond“. Streiten wir uns nicht mit dem Verfasser, was es heißt, eine Sprache gründlich zu kennen, aber jenes nun von jedem Schweizer zu verlangen, heißt doch wohl, uns zu einem Volk sprachlicher Genies zu stempeln. In unseren Sekundarschulen, die in vieler Hinsicht so vorbildlich sind, werden einem großen Teil des Volkes eine, wenn nicht zwei Fremdsprachen beigebracht. Ein 15jähriger Schüler mittlerer Intelligenz lernt also zwei Formen des Deutschen, Französisch und eventuell eine vierte Sprache. Da darf man sich nicht mehr wundern, wenn der Sprachbetrieb infolge Überanstrengung der Intelligenz oft zu einer gegenseitigen Zerstörung der einen Kenntnisse durch die andern führt. Gerade wer im Sprachunterricht eine der fruchtbarsten Bildungsquellen sieht, müßte nach Vertiefung auf Kosten der Stoffbreite dringen und wünschen, daß in allererster Linie am lebendigen Holze gearbeitet würde, d. h. an der Muttersprache, die uns Schweizern eine doppelt schwere, doppelt fruchtbare Aufgabe stellt. Eine einzige Fremdsprache neben Mund-

art und Hochsprache dürfte für den nicht übermittel Begabten als Sekundarschulpensum durchaus genügen.

Mit diesen Überlegungen sind wir nun schon stark damit beschäftigt, Mittel zu suchen, um unsere heutige Sprachunsicherheit wieder auszurichten. Noch ist es Zeit, denn noch ist es der eindeutige Wille des Volkes, Mundart zu sprechen. Tote kann man nicht erwecken, wohl aber Kranke heilen. Es ist klar, daß bei einer so verwickelten Lage nicht dem Volke die bewußte Lösung der Schwierigkeit aufgebürdet werden kann. Was dem Volke zu geben wäre, das bestände einzig in der Stärkung seines mundartlichen und schriftsprachlichen Empfindens, wobei man dieses Bewußtsein nur so weit als unumgänglich nötig aus dem Gefühlsmäßigen ins Reflektierte hineinstellen dürfte. Das könnte aber nur durch die verantwortungsbewußte Mitarbeit und klare Führung der Intellektuellen erreicht werden. Das Volk verliert seine Mundart und damit den Zellkern seines Sprachsinnes dadurch, daß in der Schule der Dialekt kaum geübt und das eher rational erfaßte Hochdeutsche auf einen ganz irrationalen, sich selber nicht kennenden Boden von Dialekt gelegt wird. Herrscht doch noch immer weiterhin die Auffassung, als ob man Dialekt einfach und nachtwandlerisch sicher aus Eingebung spreche. Auch der Dialekt muß heute gelernt, oder besser, geübt werden, immer wieder, damit das Echte sich behaupten kann gegen den steten Andrang alles Unechten. Schließlich ist es kein Zufall, wenn sehr viele Menschen von heute als Erwachsene besser Mundart sprechen denn als Kinder, selbst wenn sie aus sprachlich guter (in unserem Sinne) Kinderstube kommen. Auch der Dialekt bedarf heute der Hilfe des sichtenden und aufrichtenden Verstandes. Und wie der Volksschüler angeleitet würde, seinen Dialekt zu behaupten gegen das Hochdeutsche, sollte er auch gelehrt werden, dieses widerstandsfähig zu machen gegen jenen. So schwer ist das nicht, wie es scheinen möchte, kommt doch dem Lehrer das unverbildete Gefühl des Kleinschülers unverkennbar zu Hilfe. Jeder Pädagoge, der aufmerksam hinzuhört auf Möglichkeiten seiner der Hochsprache zum ersten Mal gegenüberstehenden Schüler, wird bezeugen können, daß die Empfindung für diese ferne und doch bekannt klingende Sprache als für etwas Festtägliches, das mit rechtgeborener Scheu angefaßt sein möchte, wach ist oder zum mindesten nur ganz an der Oberfläche schläft. Auf dieser ersten Empfindung müßte man aufbauen, so wüchsen Mundart und Hochsprache aus derselben Wurzel, wüchsen beide kräftig auseinander wie die Äste eines Baumes, und es könnte nicht die eine später durch falsche Bornehmthuerei verwässert und verelendet werden, wie die andere durch ebenso falsche Treuherzigkeits- und Grad-von-der-Leber-weg-Gesinnung.

Aber, noch einmal sei es gesagt, all dies bedarf der Führung durch die geistige Oberschicht des Volkes. Denn nicht nur durch mangelnde Übung verliert das Volk seine Sprachgesundheit, es verliert sie auch dadurch, daß die Schicht, der es immer nachzustreben den Drang hat, ihm keinen beispieldürftigen Sprachzustand vorlebt. Wenn das Volk sähe, wie die Ge-

bildeten in selbstverständlicher Bemühung jene Sprache pflegten, die ihm, zwar verwahrlost, geläufig ist, dann würde es aufhören, dort Bildung zu suchen, wo sie nicht ist, nämlich in der Verbildung. Man hat in der künstlerischen Erziehung des Volkes schon so erstaunliche Fortschritte in wenigen Jahren gemacht, wie sollte das im Sprachlichen nicht auch möglich sein? Aber ohne die leidenschaftliche und zuchtvolle Hingabe der Gebildeten, vor allem der Pädagogen, ist alles verloren. Es dürfte keinen Lehrer mehr geben, der nicht genau über seinen Dialekt wachte und ihn so treu behütete wie auch die Reinheit seiner Hochsprache. Denn nur wenn der Lehrer ein ebenso reinliches wie an Spannungen reiches Sprachleben in sich trägt, kann er mit jener Aufklären und Verhüllen weise verbindenden Führung das sprachliche Empfinden des Schülers stützen und verlebendigen.

In dieser Arbeitsteilung zwischen Volk und geistiger Oberschicht könnte jeder Teil nur gewinnen, sie wäre demokratisch im Sinne besten Dienens am Ganzen. Dem Volke würde das Selbstvertrauen zu seiner innigsten Sprache zurückgegeben und ihm zugleich die Möglichkeit verschafft, dem Bedürfnis nach etwas abgehobener Festtäglichkeit, das es jetzt in wüster, parvenuhafter Fremdwörterei auslebt, organisch, nämlich in der Hochsprache, Genüge zu tun. Der Intellektuelle aber würde durch den Zwang, seines Bruders sprachlicher Hüter zu sein, zu den dem Sorgsamen nie versiegenden naturhaften Quellen seiner Sprache zurückgeführt und die Starrheit seines Denkens immer wieder aufgekämpft durch die Widerspenstigkeit des Gewachsenen.

Als praktische Folge solcher Überlegungen ergäben sich vor allem der Schule ganz bedeutende Belastungen. Ob man das Heil von einer Vermehrung der Stundenzahl für die Muttersprache an der Volksschule erhoffen oder aber diese stärkere Berücksichtigung des Deutschen als Mundart und Schriftsprache in allen Unterrichtsfächern ermöglichen soll, ist mehr eine Frage der Organisation und auch der Lehrerpersönlichkeit. Daß der Unterricht aber absolut um die Muttersprache herum angeordnet werden sollte, scheint eine Selbstverständlichkeit für jeden, der um wahre Bildung weiß. Bildung ist Fruchtbarmachen gewonnener Erkenntnis. Fruchtbar aber wird dem Menschen nur, was Form angenommen hat, ihm selber faßbar, d. h. Wort geworden ist.

Schwieriger sowohl nach Aufgabe wie Durchführung stellt sich die Frage an den Mittelschulen, vor allem den Lehrerseminarien. Es war bis jetzt meist so, daß infolge des steten Anwachsens der Wissensgebiete in Natur- und Geisteswissenschaften, infolge auch der stärkeren Berücksichtigung körperlicher Ertüchtigung, die Anzahl der Deutschstunden herabgesetzt wurde. Es ist fraglich, ob das wieder rückgängig gemacht werden könnte. Immerhin ist zu sagen, daß wenn andere Fächer, unter ihnen die Fremdsprachen, auf sichererem Boden aufbauen könnten, sie in kürzerer Zeit mehr und Besseres erzielen könnten. Jedenfalls müßte auch gerade angesichts dieses Problems erneut auf eine ganz innige Zusammenarbeit der Lehrer gedrängt

werden, wenn sich das Fachlehrersystem nicht auch da unheilvoll auswirken soll. Die verschiedenen Sprachen müßten dauernd verglichen werden, der Schüler gezwungen werden, sie zusammenzudenken und in Beziehung zu setzen zu seinen lebendigsten und ersten Spracherlebnissen, der Muttersprache in ihrem naturhaften und ihrem geistigen Gesicht. So richtig die direkte Methode auf der Unterstufe ist, so sicher müßte sie auf der Oberstufe ergänzt werden durch eine subtil vergleichende und an die Muttersprache anknüpfende Methode. Und schließlich ist zu sagen, daß nicht nur die Sprachfächer zur Pflege der Muttersprache berufen sind. Wenn klarer Ausdruck Beweis klaren Denkens ist, ja wenn der Ausdruck das Gedachte erst eigentlich existent macht, so muß auch in jedem Fach auf die sprachliche Ausdrucksweise des Schülers selbstverständlich geachtet werden. Man versuche nur einmal, eine Pflanze wissenschaftlich genau zu beschreiben, um zu fühlen, wie äußerlich im Grunde die Unterscheidung zwischen naturwissenschaftlicher und humanistischer Bildung ist, wie alles im Letzten kreist um die Frage von Anschauung und Ausdruck, die sich erst gegenseitig ins Leben rufen.

Die Zeit Gotthelfs ist endgültig vorbei. Es ist nicht mehr der Tag, wo Mundart und Hochsprache in fruchtbarer Schwebel und äußerer Durchdringung gelassen werden könnte. Heute ist die Einheit nur noch durch Trennung der Pole zu retten, heute braucht das Gefühl die Hilfe des sichtigenden Verstandes mehr denn je. Doch lassen wir uns nicht verkrüppeln, ziehen wir die Lehren, aber auch den Mut, sie zu befolgen, aus der Schönheit unseres sprachlichen Schicksals. Sehen wir seine Schwierigkeit und Gefährdetheit als Preis des uns anvertrauten Pfundes. Und indem wir uns klar bekennen zu unseren Dankeschulden jeden Ursprungs, denken wir an jenes Wort Georg Simmels: „Es ist ein unsägliches Glück, irgendwo in der Fremde zu Hause zu sein — denn es ist eine Synthese unserer beiden Sehnsüchte: nach der Wanderschaft und nach der Heimat — eine Synthese von Werden und Sein.“

Das Problem der landwirtschaftlichen Entschuldung in der Schweiz.

Von M. Feldmann.

(Fortsetzung)

Die Dringlichkeit der Entschuldungsfrage in der Landwirtschaft wird heute ernsthaft von keiner Seite mehr bestritten, und es ist denn auch durchaus verständlich, daß diese Frage immer wieder in den neueren po-